Offener Schreibebrief von Lizzie Hankstengel.

No. 548. Se müsse Sich mich ecksjuhse, wenn ich in diesen hier Brief e wenig viel ohrtograviehsche Mistehts in die Grämmer un in den Spelle mache duhn. Es is kein böser Wille nit un ich duhn es auch nit intenschenellie, es is nur, weil ich mei Brehn ganz wo annerschter hen, als wie in den Brief; mit einem Wort, dies ie die bissieste Siesen for mich un ich sin denk ich, nit viel aus den Weg, wenn ich sage für jede Hauskieper, Mutter un Ma. Nit nur daß mer sei Hauswerk hat, wie jeden Dag im Jahr, nosser, da stehn jetzt auch noch die Krißmeß vor die Thier un was das heißt, das brauch ich nit zu diskreiwe. In die erschte Lein duht jede Frau drauf gucke, daß an so en Hallideh ihr Haus so klien wie e Pinn is. Es komme immer Kahlersch, wo erum schnubbern un ausfinne wolle, wie es gucke duht un wo einem austrage wie saueres Bier, wenn se e wenig Dost diskowwere wo mer mit sein Dosträd nit hat rietsche könne. Ei tell juh, bei mich muß alles tipptapp sein sonst fühl ich nit gut. Dazu komme noch die Wurries for die Krißmeß-Presents, wo auch ganz alleins an die Frau hänge bleiwe. Wenn mer so en Schlohpohst hat wie der Philipp, was mei Hosband is, dann muß mer ganz alleins an sich selbst diepende.

Awwer das is immer noch nit alles. Die Kinner gleiche doch zu Krißmeß Kuckies zu hen un denke, die, wo die Ma backe duht, das sin die beste. Ich kann se ja auch nit so viel for blehme. Der Behker hat gar nit die Zeit so arig perticker zu sein un kann auch nit so viel gutes Metieriel, wie for Instenz Botter un Ecks juhse, bitahs das duht sich nit bezahle. Die Kostiemersch eckspeckte, wenn se zehn Cents spende, daß se ihren Stoff auch noch eingeräppt un ins Haus deliwwert kriege un wo bleibt da der Praffit? Wenn ich selbst ebbes backe, dann is das different. Ich juhse Botter instett von Lahrd un juhse Ecks instett von keine Ecks un spare auch nit an den Schucker un was so drum un dran hänge duht. Awwer Sie derfe nur nit denke, daß das Kuckiebacke so en iesiger Schapp is, eischuttsehnatt! Da sin for Instenz die Springerle. Ich juhse immer acht Ecks un wenn Se e wenig in Erittmetick beschlage sin dann könne Se sich an die fünf Fingersch abfiggere, was das en Eckspenz is, wenn Se konsiddere duhn, daß e paar Dag zurück in Neijort e Frau ins Insehn Eseilum gebracht is worde, weil se drei Dotzend Ecks auf einmal hat kaufe wolle. Ich deht noch gar nit soviel for die Eckspenzes kehre, awwer es is auch die Arbeit. Ich hen zu den Philipp gesagt, wenn er gleiche deht, Kuckies for Krißmeß zu hen, dann müßt ich Essistenz hen un am Beste wär es, wenn er mich helfe deht. Er hat zuerscht alle mögliche Ecksjuhses gehabt, awwer schließlich wie ich ihn vor die Alter-Natiefe gestellt hen, daß es gar kein Ausweg gewwe deht, da hat er denn egriet zu helfe. Er hat awwer gleich gesagt, for harte Arbeit wär er nit geschaffe, er wär e wenig engbrüstig un derft for den Riesen sich nit ecks-serte.

Well, am Obend is er schon um acht Uhr von den Wedesweiler reduhr komme un hat gesagt, er wär jetzt reddig mich zu helfe. Ich hen Mittags um vier Uhr schon mein Doh gemacht gehabt bitahs der muß vier Stunde stehn for zu gehn un dann hen ich den Doh gerohlt un hen den Philipp mache mit die Forms die Kuckies auszusteche. Ich muß sage, das is en harter Schapp for e Wummen un ich sin froh gewese daß er mich das gedahn hat. Er hat geschafft tu bietdibänd, un hat alle paar Minnits gestappt for en Drink zu nemme odder for sich en Schnuff zu täckele. Wenn ich da gesicht hätt, dann hätt er mich den Schapp stehn lasse un wär ins Bett un da hen ich ihn denn liewer so ruhig weiter mache losse. Er hat mich e ganze Latt große Bohrds herbeigeholt un da hen mer die Kuckies newie enanner drauf gelegt, wo se bis zum nächste Morgen hen bleiwe müsse, befohr daß ich mit den Backe gestart hen. Das is mei Resiet wo ich von meine Mutter selig gelernt hen un ich kann Ihne sage, es macht dehntie Kuckies. Well es war schon zwölf Uhr wie mer fertig ware un der Philipp is so ausgeteiert gewese, daß er puttienier ins Bett gefalle is. Er hat gesagt, er deht fühle, als wenn er vor zehn Dag lang Wudd getschappt hätt. Ich sin auch teiert gewese un in lei denn fünf Minnits hen mer geschlafe. Die Buwe sin am nächste Morgen früher aufgewese un der Eddie hat schuhr genug schon eins von die ungebackene Kuckies gegesse gehabt, wie ich aus den Bett sin komme. Es hat ihn arig sick gemacht un er hat nit in Schul gehn könne. Ich hen mei Feuer in Schepp gebracht un hen, nachdem mer Breckfest gehabt hatte, gleich starte wolle mit den Backe. Wie ich awwer die Kuckies getäckelt hen, da sin ich puttienier gefehntet! Denke Se emal, jedes einzelne war mit en schwarze Stoff gekowwert, wo ich zuerscht for Pepper genomme hen. Bei Galle, hen ich gedenkt, hen mich am End die Buwe mit die Pepperbacks erum gemonkied? Ich hen dann e wenig inwestigehtet un da hen ich diskowwert, daß der schwarze Stoff nicks annerschter war, wie Schnuff, wo der Phil aus seine Schnuffbacks hat drauf falle lasse. Ich hen getreit soviel wie möglich abzukrätsche, awwer es is immer noch e ganze Latt dran hänge gebliwwe. Well enniweh, hen ich se gebacke un wie se ali fertig ware, hen ich eins getreit. Well, ich will nit viel Worte mache — ich hen all die Kuckies ins Feuer geworfe, bikahs se ware unaeniießbar. Sehn Se, das is die Help wo ich von mein Hosband kriege. Mit Leste Riegards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Verleidete Sommerfrische.

„Sie waren also heuer nicht mehr in Kufstein?"

„Nein — mein Mann hat auch nimmer hinmögen! — So oft wir dort einen kleinen Ausflug gemacht haben, sind wir vom Zoll-Personal angehalten worden, weil's nicht geglaubt hat, daß wir wirklich so dick sind."

Gut aufgepaßt.

Professor (in der Schule): „Wo sind wir in der vorigen Stunde stehen geblieben?"

Ein Schüler: „Herr Professor, Sie fragten zuletzt: Wo habe ich denn nur meinen Regenschirm gelassen?"

Lange genug.

A.: „Das finde ich aber nicht recht von Ihnen, daß Sie sich jetzt von Ihrer Braut lossagen wollen, nachdem Sie drei Jahre mit ihr verlobt sind."

B.: „Na, — ist das denn nicht lange genug?"

Erster Gedanke.

Vice: „Die neue Partei in der vierten Etage sind ja Abstinenzler."

Hauswirth: „So? — Die werden mir doch nicht zu viel Wasser verbrauchen!"

Kennzeichen.

Gatte: „Du, Alte, passe nur auf unsere Ella auf ... ich denke, die hat eine Liebschaft angefangen ... sie hat jetzt immer die Händ' so voller Tinte."

Der kranke Maurer.

„Zu unser'm Kassenarzt geh' i' nimmer!"

„Warum denn nicht?"

„Der Schlantl hat g'meint, ich sollt' mir mehr Bewegung machen."

Schrecklich.

„Weshalb macht denn der Herr Professor nur immer ein so betrübtes Gesicht?"

„Ach, er kann es eben nicht verwinden, daß die Walfischlaus im Aussterben ist."

Der noble Onkel.

„Wohin noch so spät mit der ganzen Verwandtschaft?"

„Nach 'm Marktplatz — den Kometen anschauen .... Man muß doch seinem Besuch etwas bieten!"

Unter Kollegen.

„Warum fragen Sie immer Ihre Patienten, was sie essen? Hilft das Ihrer Diagnose?"

„Jawohl, Herr Kollege. Aus ihren Speisen ersehe ich, was ich liquidiren kann."

— Männe, ich hab' dich immer im Verdacht, daß du hinter meinem Rücken Schnaps ins Haus schmuggelst.
— Aber, Frau, ich .... ich .... werde doch nicht .... hinter deinem Rücken!"

Kartoffeln und Petroleum.

Die Arbeiten, welche der Chemiker in seinem Laboratorium zu wissenschaftlichen Zwecken vornimmt sind in den letzten Jahrzehnten zum Theil zu Ausgangspunkten großer Industrien geworden, deren gemeinsames Kennzeichen es ist, daß sie aus Nebenprodukten bei der Reinigung oder Bearbeitung gewisser Naturerzeugnisse einen größeren Nutzen erzielen als aus dem Stoffe selbst. Während man zum Beispiel noch vor zehn Jahren die Abfälle bei der Petroleumreinigung als werthlos fortwarf, erzeugt man heute daraus zweihundert verschiedene Nutzartikel. Ungefähr 3½ Millionen Dollars werden jährlich aus diesen Abfällen des Petroleums durch die verschiedenen Industrien gewonnen.

Aehnlich ist es mit der Kartoffel. Sie hat schon in früheren Zeiten Nebenprodukte geliefert, doch war die Verarbeitung zu Stärkemehl, Dextrin, Traubenzucker nicht entfernt so lohnend wie jetzt, wo besondere Industrien entstanden sind, welche diese aus der Kartoffel gewonnenen Stoffe verarbeiten.

Als die Kartoffel eingeführt wurde, beabsichtigte man lediglich, ein billiges Volksnahrungsmittel zu gewinnen. Heute jedoch dient nur ein Theil der Früchte den Zwecken des Verzehrens, der andere wird industriell verwerthet, und zwar hauptsächlich zur Herstellung von Spiritus. Außer zur Schnapsbereitung wird dieser in einer großen Menge von Industrien verwendet, zum Beispiel bei der Herstellung von Tinkturen, Firnissen, Parfümerien, Extrakten; in der Färberei und Rübenzucker-Fabrikation; man benützt ihn zur Bereitung von Essig, Aether, Chloroform und anderen in der Arzneikunde verwendeten Mitteln; zur Fabrikation von Knallsäuresalzen, Soda, Pottasche, Theerfarben; zum Konservieren von Substanzen, welche leicht der Fäulnis unterworfen sind; endlich als Brennmaterial. Der Spirituskocher mit seinem kleinen bläulichen Flämmchen ist bekannt, neuerdings baut man aber auch kleine transportable Spiritus-Heizöfen und Spiritus-Motoren. In jüngster Zeit hat man sogar Versuche gemacht, mit Spiritus große Dampfschiffe zu treiben, doch sind diese Versuche noch nicht abgeschlossen.

Seit länger als zehn Jahren arbeiten endlich die Techniker an einer Erfindung, welche die Verwendung des Spiritus zu Beleuchtungszwecken ermöglichen soll.

Die Kartoffeln enthalten ungefähr 21 Prozent Stärke und da diese in der Industrie sehr viel Verwendung findet, lohnt es sich, Stärkemehl aus der Kartoffel zu gewinnen. Das geschieht durch Maschinen, welche die Kartoffeln mit Hilfe von rotierenden Zylindern zerschneiden oder zerreißen. Der entstehende Brei wird ausgewaschen und das Stärkemehl dabei abgesondert. Die Rückstände sind noch als Viehfutter, auch zur Stärkezucker- und Papierbereitung verwendbar. Stärke dient in jedem Haushalte zum Stärken der Wäsche, in der Textil-Industrie zur Appretur, zum Beizen von Baumwolle, beim Färben mit Anilinfarben, zur Herstellung von Schlichte, zum Leimen des Papiers zur Herstellung von Kleister, Nudeln, Kartoffelsago und sogenanntem Kraftmehl. Als Rohstoff dient die Stärke wiederum einer anderen wichtigen Industrie, nämlich der Fabrikation des Dextrins und des Traubenzuckers. Dextrin gewinnt man aus Stärkemehl durch Erhitzen und durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure. Dextrin vertritt das Gummi in verschiedenen Industrien und ist bedeutend billiger als dieses. Man benützt es zum Verdicken, zum Beizen und Färben beim Zeugdruck, zum Appretieren und Steifen von Zeugen in der Bunt- und Luxuspapier-Fabrikation, beim Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Herstellung von Buchdruckwalzen und Tupfballen, als Mundleim, zur Bereitung von Tinte, als Verbandmittel in der Medizin und als Zusatz zu Pflanzen-Extrakten in der Apotheke.

Durch Abdampfen und Entsäuern erzeugt man aus der Kartofelstärke den sogenannten Stärkesyrup, der kristallisiert oder in Syrupform in den Handel kommt und gewöhnlich den Namen Traubenzucker führt. Dieser Traubenzucker spielt eine große Rolle bei der Weinbereitung, und seine Anwendung ermöglicht es, selbst minder guten Most verwendbar zu machen; man braucht ihn zur Herstellung der Zuckerkuleur bei Likören und Bonbons, endlich in der Mostrich- und Tabakfabrikation.

Gehen wir nunmehr zum Petroleum über. Bei der Reinigung des Rohöls scheiden sich zuerst die sogenannten Essenzen ab: der Petroleum-Aether und das Benzin. Letzteres ist in jedem Haushalt bekannt; es dient zur Entfernung von Flecken und als vortreffliches chemisches Waschmittel. Man verwendet Benzin ferner zur Auflösung von Fetten und Paraffin Kautschuk, Asphalt und Terpentin; zum Ausziehen von Oel aus Samen, zum Entfetten von Wolle, zur Herstellung von Lacken und Firnissen. Eine große Bedeutung hat das Benzin in den letzten Jahren für den Betrieb der Kraftwagen, der sogenannten Automobile, gewonnen. Das ebenfalls als Nebenprodukt gewonnene Ligroin wird als Leuchtstoff in besonders konstruierten Lampen gebraucht. Bei der Destillation des Erdöls bildet sich ferner Naphta, eine Art Petroleum-Spiritus, der in der Industrie, zum Heizen, sowie zum Betrieb von Kraftmaschinen überaus weite Verwendung findet. Die weiteren Destillations-Produkte ergeben Schmieröle der zurückbleibende Petroleumtheer aber hatte früher gar keinen Werth. Heute werden allein aus dem Petroleumteer Stoffe gewonnen, die Millionen einbringen, so zum Beispiel das sogenannte Gasöl, Paraffin und Substanzen, die zur Fabrikation von Asphalt, Vaselin, Haaröl, Schuhwichse, Farbe und Firnis benützt werden. Aus dem Petroleumwachs macht man Kerzen, Fackeln, Wachspapier, Waschwachs und Kaugummi. Man benützt Petroleumwachs zum Ueberziehen von Obst, Schinken und Speck, um sie dauernd aufbewahren zu können. Selbst die Säure, die man bei der Petroleum-Raffinerie gebraucht und die früher weggeworfen wurde, wird jetzt sorgfältig aufbewahrt, gereinigt, nochmals verwandt und endlich als Dünger auf den Acker gebracht. Das Gas, das sich in der Dellillierblase ansammelte und das man früher ohne weiteres entweichen ließ, wird jetzt aufgefangen und dient als Brennmaterial, um die Destillierblase selbst wieder zu heizen. In den letzten 15 Jahren hat sich der Werth der Stoffe, welche aus Naphtha und Petroelumtheer gewonnen werden derartig gesteigert, daß diese Nebenprodukte kostbarer sind als das gereinigte Petroleum selbst. Dies hat wiederum zur Folge gehabt, daß Leucht-Petroleum immer reiner und besser wird, weil man ihm möglichst alle fremden Bestandtheile für die Neben-Industrien entzieht.

Die ältesten bekannten Guttenbergdrucke.

Es ist längst erwiesen, daß Gutenberg, bevor er sich an ein so gewaltiges Unternehmen, wie es der erste Bibeldruck war, heranwagte, seine Kunst an kleineren Drucken erprobte. Als Erstlinge der Gutenbergdrucke galten früher die in der Pariser Nationalbibliothek befindlichen Donate (Schulfibeln von Donatus) von 1450, die Ablaßbriefe von 1454, die Mahnung wider die Türken von 1454, sowie der Kalender von 1456, und allgemein glaubte man, daß überhaupt kein Denkmal der Typographie älter sei als aus dem Jahre 1450. Diese Annahmen haben sich als unzutreffend erwiesen, da in den letzten Jahren Gutenbergdrucke aufgefunden worden sind, denen ein höheres Alter zugesprochen werden muß. Hierhin gehört zunächst der in der Landesbibliothek zu Wiesbaden in den Handschriften des Klosters Schönau als Druckfragment entdeckte astronomische Kalender für das Jahr 1448. Es ist ein Drittel eines Blattes erhalten; die Breite des Druckes beträgt 60 Cm., die Höhe 50 Cm. Als Jahr, für das der Kalender bestimmt war, ergibt sich 1448. Dieser Fund ist zugleich ein Beweisstück, daß die Donate in der Pariser Nationalbibliothek thatsächlich von Guttenberg herrühren, was vielfach bestritten wurde; denn sie haben, wie jetzt zu ersehen iist, die gleichen Typen, wie das aufgefundene Fragment. Noch älter als der im Jahre 1447 gedruckte astronomische Kalender ist das in Mainz aufgefundene Fragment eines deutschen Gedichts vom Weltgericht, das sich seit 1892 in dem Besitze des Bankbeamten Eduard Beck befand, heute aber eines der werthvollsten Stücke des Mainzer Guttenbergmuseums ist. Dieser Einblattdruck rührt, wie einwandfrei nachgewiesen wurde, aus der Zeit vor 1447 her. Die in dem Blatt sichtbaren Heftstiche weisen darauf hin, daß es als Rückblatt zum Einheften einiger Aktenlagen gedient hat. Die Vorderseite des Druckes war nach außen, die Rückseite nach innen geheftet; diese blieb dadurch vor Staub und anderen schädigenden Einwirkungen geschützt, wie die vortreffliche Erhaltung der Seite zeigt. Ob wohl noch ältere, uns bis jetzt unbekannte Gutenbergdrucke vorhanden sein mögen? Wir möchten die Frage bejahen. Freilich, von den beiseite geworfenen allerersten Versuchen wird sich wohl kaum noch etwas erhalten haben, wohl aber von den „Vorreitern des Bibeldrucks". In nächster Zeit soll die Mainzer Stadtbibliothek aus den Räumen des kurfürstlichen Schlosses entfernt und in einen eigens für die umfangreiche Büchersammlung erstehenden Neubau untergebracht werden. Bei den hierdurch nothwendig werdenden Aufräumungsarbeiten ist zu hoffen, daß noch mancher werthvolle Fund gemacht wird.

„Haste gehört, unser Moritz möcht' Kassier werden!"

„Nu, warum soll er nicht? Wird er die Welt sehen auf Geschäftskosten!"

Hofkabalen in China.

Als die Kaiserin-Witwe Tsiusi in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen ihrer schweren Erkrankung Mitte November 1908 und ihrer Todesstunde lag, zu überlegen hatte, wem sie am besten die Regentschaft des weiten Reiches anvertrauen sollte dessen Zügel sie fast fünfzig Jahre lang fest geführt hatte, waren es verschiedene Momente, die sie dabei zu berücksichtigen. hatte Vor allem waren es die Charaktereigenschaften des künftigen Regenten und die Stellungnahme der Mandschupartei zu ihrer Wahl. Es mußte ein Prinz sein, der ruhig überlegend den Mittelweg innehielt zwischen der herrschenden Mandschurasse und den beherrschten Chinesen, der ihr aber auf Grund seines inneren Wesens und seiner Eigenschaften die Garantien gab, daß er ruhig weiter in ihrem Sinne fortarbeiten werde. Und da war es wohl hauptsächlich der alte Staatsmann Tschangtschitung, der Mentor und frühere Lehrer des Prinzen Tschun, der für die Regentschaft dieses Prinzen, des jüngeren Bruders des Kaisers Kwangsü, warm eintrat.

Zwei Jahre sind seitdem beinahe verflossen, in denen China im Innern seinen Reformweg verfolgt hat, und es ist wohl vor allem der Geschicklichkeit des Prinzregenten Tschun zu danken, wenn China in dieser Zeit vor Palastrevolutionen und größeren inneren politischen Unruhen verschont geblieben ist. In dieser Beziehung hat den alten Lehrer sein früherer Schüler nicht enttäuscht, und die Wahl der Kaiserin-Witwe war auf keinen Unwürdigen gefallen. Mit Hintansetzung jedes persönlichen Ehrgeizes und seiner eigenen Vorliebe oder Abneigung hat der Regent im großen und ganzen bisher, soweit es auf ihn ankam, in der Auswahl der höheren Beamten Takt und richtigen Blick gezeigt. Auch neuerdings kann man die Regierung nur dazu beglückwünschen, daß sie zum zweiten Präsidenten des Reichsausschusses neben den strebsamen und intelligenten Prinzen Pulun einen Mann wie Schentschiapen gesetzt hat, der, was juristische und Verfassungskenntnisse bezw. Erfahrung anlangt, in China seinesgleichen sucht. Gleichwohl aber wäre in dieser schwierigen Zeit der Kämpfe nach innen und außen in anderer Beziehung eine kräftigere Persönlichkeit an der Spitze der Regierung erwünscht. China braucht einen Mann, der einmal mit eiserner Faust in das Wespennest der Beamtenverrottung und Intriguen hineingriffe, und der auch in der äußeren Politik, mehr vorgebildet und erfahrungsreicher, als Prinz Tschun, mit einem tüchtigen Minister des Aeußern zur Seite, etwas geschickter dem Auslande gegenüber operierte: Korea ist nun ganz verloren gegangen, die Mandschurei ist fest in fremden Händen, so fest, daß, als kürzlich im Regierungsausschuß die Anstellung Tuanfangs, des früheren Generalgouverneurs der Provinz Tschili, als kaiserlicher Kommissar für die Kolonisierung der Mandschurei in Frage kam, ein Mitglied dieses Ausschusses offen die Aeußerung tat: „Für die Mandschurei? Wozu? Die ist ja russisch-japanisch!"

Ja, es fehlt China an einem tüchtigen Minister des Aeußern, wie zum Beispiel Jüanschikai es war. Dieser wäre es ja jetzt fast wieder geworden, wenn ein Theil des Auslandes nicht gar zu stark zu dieser Ernennung gedrängt hätte. Jüangschikai, so viel steht heute in Pekinger Beamtenkreisen fest, kommt vorläufig nicht wieder in amtliche Stellung zurück, und es wird ohne ihn fort „vegetiert". Denn so kann man das jetzige Bestehen der Mandschuregierung in China heute nennen. Es ist nichts Festes, nichts Sicheres an ihr, wenn auch der gute Wille des Regenten nicht zu verkennen ist. Es fehlt ihm der Stecken und der Stab, auf den er sich stützen kann. Wer umgibt ihn? Der Staatsrath und die Mandschuprinzen, von denen ihm die beiden Brüder, die Prinzen Tsaihsün und Tsaitao, am nächsten stehen. Von diesen kommt der ihm selbst weniger sympathische und im Volke und in der Regierung unpopuläre Tsaihsün weniger in betracht, eher des Regenten Lieblingsbruder Tsaitao. Dieser erstrebt wohl das Beste für Chinas Wohl, ist aber an Jahren und Erfahrung noch nicht so weit, daß er als politischer Ratgeber ernstlich in Frage kommt. Im Staatsrath sitzen heute unter den vom Regenten ernannten Mitgliedern zwei Männer, die sehr wohl mitsprechen als Theilnehmer an der Leitung der Geschicke Chinas; der eine ist der energische, kluge und ehrgeizige Prinz Jülang, der als Mandschuprinz sozusagen mehr von der Pike auf gedient hat und erst seit dem Antritt der Regentschaft des Prinzregenten weiter in den Vordergrund getreten ist; der andere ist der frühere Generalgouverneur der Mandschurei, dann Verkehrsminister Hsütschitschang, ein getreuer Anhänger Jüanschikais, der seinen alten Meister auch nach seinem jähen Sturz nie verleugnet, stets in seinem Sinne weitergearbeitet hat — und doch hochgekommen ist. Seitdem er mit Jülang im Staatsrat sitzt, ist auch bei diesem einstigen Gegner Jüanschikais die Stimmung zu gunsten dieses umgeschlagen.

Ein großer Stein des Anstoßes bleibt aber noch immer gegen Jüans Rehabilitierung die sogenannte Hofpartei mit der Kaiserin-Witwe Jungjü, Kuangsüs einstiger Frau, an der Spitze. Sie hat seit dem Tode ihres Gemahls Jüanschikais erbittertste Feinde, wie den früheren Kriegsminister Tiehliang, den Mongolen Jungtschang u. a. m. um sich geschart und läßt nicht nach, zu intriguieren. Hier wäre der Platz für eine weniger sanfte Natur, wie die des Prinzen Tschun, um von selbst einen offenen Kampf heraufzubeschwören, der doch nicht aufzuhalten ist. Man sagt, daß die jetzige Kaiserin-Witwe schon lange die Macht anstrebt, die die alte Kaiserin-Witwe Tsühsi viele Dezennien lang in China inne gehabt hat. Man sollte aber dem Drachen den Kopf zertreten, ehe er zur Hydra wird, und durch Beiseiteschaffung der vielen zeitraubenden häuslichen Intriguenkämpfe am Mandschuhofe Zeit und Platz schaffen für die viel wichtigere Erledigung der Geschäfte des Staates, die ohne Frage unter diesen ewigen Zänkereien um die Macht leiden. Denn die Intriguen würden doch nicht eher aufhören, bis eine Palastrevolution ihr Ende herbeigeführt hat. So steht es heute in Peking.

Opium und die Londoner Gesellschaft.

Als das Budget für Indien im Unterhause erörtert wurde, da wurde gar viel über die Einschränkung des Opiumgenusses in Indien und in China geredet. Kein Sterbenswörtchen wurde aber über die erstaunliche Schnelligkeit geredet, mit der sich dieses Laster in London verbreitet. Die Hauptzeugen für diese Behauptungen sind die Aerzte, die täglich mehr Opfer des Opiums in Behandlung bekommen.

Das Laster ist in allen Ständen verbreitet. Viele der sogenannten Trinkerheime befassen sich fast ausschließlich mit der Heilung Opiumkranker. Den Hauptheil stellen Damen aus der besten Gesellschaft. Der Kaplan des Hollowaygefängnisses erzählt, daß eine große Anzahl der Frauen, die ins Gefängniß kommen ihrem Genuß von Opium den moralichen und physichen Zusammenbruch zuzuschreiben haben. Die Beschaffung des Giftes ist in London nicht schwer. Die Gesetze sind nicht besonders streng und können leicht umgangen werden. Zuweilen sind auch gewissenloe Aerzte im Westen Londons bereit, ihren Kranken das Gift zu verschreiben. So wird von einem älteren Arzt erzählt, er habe in einer Familie, die er behandelte, herausgefunden, daß sowohl die Mutter wie die zwei Töchter, die von ihrer Mutter angelernt wurden, Opium genossen. Als die Damen das Laster nicht aufgeben wollten, der gewissenhafte Arzt aber das Gift nicht weiter liefern wollte, sah er sich gezwungen, seine Thätigkeit in der Familie einzustellen. Ein jüngerer Kollege war aber nur zu gern bereit, den Damen Opium zu verschreiben. Er wurde dafür auch fürstlich bezahlt. Die beiden jungen Damen starben aber infolge des übermäßigen Genusses des Giftes. Ein nervös herabgekommener Arzt griff zu Morphium. In einem lichten Augenblick willigte er ein, in ein Heim gebracht zu werden. Bei seinem Eintritt in das Sanatorium mußte er ein schriftliches Versprechen unterzeichnen, daß er Briefe und Packete nur dann empfangen wolle, wenn sie vom Arzt untersucht seien. Nach ein paar Tagen verlangte der Kranke ein Mikroskop für seine Studien. Das Mikroskop kam von einer bekannten Firma. So wurde es nicht weiter untersucht. Einige Zeit darauf wurde der Kranke vermißt. Man fand ihn in einem leeren Raum bewußtlos die Morphiumphiole in der Hand. In der Röhre des Mikroskops war das Gift enthalten gewesen. Die Optikerfirma hatte ihm das Medikament auf Wunsch geschickt. Sie wußte zu ihrer Entschuldigung nichts weiter anzuführen, als daß sie einen so guten Kunden nicht verlieren wollte.

Die am ersten Dezember vorgenommene Volkszählung hat für Berlin rund 3,400,000 Einwohner ergeben. Damit ist der Reichshauptstadt vom sechsten Platz unter den Großstädten der Welt auf den dritten gerückt. Sie wird jetzt nur noch von London und New York übertroffen, denn Paris, das ihr am nächsten steht, hatte nach der letzten Zählung 2,763,893 Einwohner. Nur ein Theil der riesigen Bevölkerungszunahme entfällt auf das alte Berlin; der größere Theil ist der Hauptstadt durch Eingemeindung der Vororte zugeführt worden; eine Entwickelung, die sie mit London und New York gemein hat.

Hyperbel.

„Ihr Mann ist furchtbar eitel."

„Ja, der behält sogar Nachts im Bett den Kragen um!"

Bescheiden.

Pantoffelheld (der in einem Buch die Anrede: „Liebwerther Leser" findet): „Na, endlich einmal ein Mensch, der mit mir freundlich ist!"

Es heißt, daß der Kohlenvorrat in Alaska noch für 5000 bis 6000 Jahre ausreicht. Das ist tröstlich, doch trotzdem wäre darauf zu achten, daß die Kontrolle dieser Schätze nicht in unrechte Hände gelangt.

Die Stärke des Schmeichlers ist die Schwäche der anderen.